

1. August 2004

Charles E. Ritterband: Tell und Toko

Ein etwas schalkhaft veranlagter Freund hat mir kürzlich die Gründungscharta einer neuen internationalen Organisation überreicht: Die GCCS, die Group of Consequently Confused States, die Gruppierung der immerwährend verwechselten Staaten. In dieser nicht ganz tierisch ernstzunehmenden, ja möglicherweise auch nicht real existierenden Organisation gehören Austria und Australia ebenso zu den Mitgliedern der ersten Stunde wie Slovakia und Slovenia, Lithuania und Latvia, Swaziland und Switzerland. Wer von uns ist nicht schon, sagen wir bei einer Amerikareise, auf die beträchtliche Schwierigkeit gestossen, dem Gesprächspartner klarzumachen, dass Switzerland und Sweden nicht ganz dasselbe sind - trotz bestechender Gemeinsamkeiten wie beispielsweise der Neutralität und der pünktlichen Eisenbahnzüge. Dies schon weil in Bern kein Königshaus regiert. Wer ausserdem, so wie der Sprechende, bei der Erwähnung seiner schweizerischen Alma Mater, der Universität St.Gallen, der St.Gall University, in den USA auf die teilnahmevolle Rückfrage stösst, welche Fakultäten es denn gebe an der Senegal University, ist versucht, zu resignieren. Und doch - wie wir später sehen werden, hat die Schweiz mit Skandinavien etwas ganz entscheidendes gemeinsam.

Das machte mich neugierig. Soeben von einer Reise nach Dänemark und vor allem zu unserem nördlichen Verwechslungspartner Schweden zurückgekehrt - Swaziland im Süden erschien mir dann doch etwas weit - konnte ich feststellen, dass die Unterschiede ins Auge stechen. Da ist einmal die wohlthuende Leere Lapplands im Gegensatz zur Überfülle der dicht besiedelten Schweiz, da sind die in Schweden - im Gegensatz zu Alpen und Alpstein - kaum vorhandene Berge, sowie natürlich auch Schwedens Orientierung zum Meer hin - und nicht zuletzt die Mitgliedschaft in der EU, welche die neutrale Monarchie Schweden von der neutralen Republik Schweiz unterscheidet.

Es ist das Los des langjährigen Auslandskorrespondenten, dass er inzwischen nicht nur in Schweden Tourist ist, sondern mittlerweile auch in seiner Heimat, der Schweiz. Mehr als 15 Jahre Abwesenheit machen den Schweizer eindeutig zum Auslandschweizer. Und mit wachsender geographischer und zeitlicher Distanz wird der Blick auf die gelegentlich besuchte Heimat zum eigenen Erstaunen nicht etwa distanzierter, kritischer - sondern im Gegenteil, liebevoller, ja fast zärtlich. Man entwickelt so etwas wie eine verklärte Sicht auf die Heimat, je mehr man aus der Ferne ihre Vorzüge erkennt im Vergleich zum jeweiligen Land in dem man jetzt den Alltag erlebt und das man als Journalist täglich analysiert. Dies

betrifft beispielsweise die verfeinerten Mechanismen unserer direkten Demokratie. Es betrifft den beachtlichen politischen Wissensstand und die selbständige Meinung selbst des Bauern ganz hinten im kürzlich besuchten Appenzellerland. Es betrifft den subtilen Balanceakt zwischen den Sprachgemeinschaften, den Kantonen, den Regionen. Es betrifft den Umgang mit Minderheiten, namentlich den Rätromanen. Es betrifft die Tugend, sich die Dinge zweimal zu überlegen – und sie dann doch nicht zu tun, statt wie andere Hals über Kopf in Kriege oder andere wenig lohnende Abenteuer zu schlittern.

Es gibt Freunde, die feststellen, dass mich jeder Auslandsposten mit seinen vertieften Einblicken und Erkenntnissen in die Politik des Landes letztlich zynischer macht – von Jerusalem über Washington, London, Buenos Aires bis Wien. Kaum einer hat jedoch festgestellt, dass ich nicht nur zynischer, sondern insgeheim auch patriotischer werde, je klarer mehr ich die demokratischen Defizite in anderen Ländern erkenne. Und da besteht zwischen Südamerika und Österreich lediglich graduelle Unterschiede – übrigens auch was die Aufrichtigkeit beim Thema Vergangenheitsbewältigung betrifft, die ja sowohl auf dem letzten Posten Südamerika als auch auf dem Posten Österreich eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt.

Patriotismus also als wirkungsvolles Gegengift gegen den zunehmenden Zynismus ?

Verklärtheit gegenüber der Heimat: Verklärtheit ist ja das Gegenteil von Objektivität – einer Eigenschaft also, welche geradezu als Kardinaltugend des Journalisten gilt. Dieser Journalist ist denn auch umso mehr ernüchtert, wenn die für uneinnehmbar gehaltenen Bastionen jener Heimat fallen, Hochburgen der Schweizer Qualität – man denke nur an Swissair. Schweizer Qualität, die uns selbst als Inhaber des begehrten Schweizerpasses gelegentlich jenen leicht frivolen aber wohltuenden Hauch von - *horribile dictu* - Überlegenheit gegenüber dem Rest der Welt verliehen, den wir freiwillig Exilierte ja bewohnen. Ernüchterung stellt sich auch ein, wenn wir auf rassistische und minderheitenfeindliche Tendenzen beispielsweise in der politischen Werbung gewisser heimischer Parteien stossen – Tendenzen, die uns nach unserem schweizerischen Selbstverständnis fremd sein sollten.

Als Kennzeichen jener altbewährten schweizer Qualität ist auf Produkten "Made in Switzerland" die Armbrust aufgedruckt. Ist ? War. Als ich kürzlich zwei Fläschchen meines mit Vorliebe benutzten Mundwassers "Tribol", das leere und das volle, genauer anschaute, musste ich nicht nur feststellen, wie furchterregend der Preis in der Zwischenzeit gestiegen ist – sondern auch, zu meinem nicht geringen Erstaunen, dass die Armbrust stillschweigend durch ein simples Schweizerkreuz ersetzt wurde.

Was hat das zu bedeuten ? Hat der Wilhelm Tell als Nationalheld ausgedient ?

Mit dieser Frage ging ich zu niemand anderem als – zu Wilhelm Tell höchstpersönlich. Das mag Sie vielleicht erstaunen. Aber auch Wilhelm Tell gehört zu meinem engeren Freundeskreis. Ich meine natürlich nicht den Wilhelm Tell von 1291, sondern jenen von 2004, der, wie man im Programmheft nachlesen kann, Roland Koch heisst. Roland Koch ist, wie Sie sicher wissen, Schauspieler im Wiener Burgtheater, und ein hervorragender noch dazu – und in diesem Augenblick, während ich zu Ihnen spreche, spielt er gerade den Tell auf einer fernen Wiese namens Rütli in der Innerschweiz: zum Jubiläum der genau 200 Jahre zurückliegenden Uraufführung des "Tell" in Weimar.

1804, Jahr der Uraufführung – das war kurz nach der Französischen Revolution, einem der folgenreichsten Geschehnisse der jüngeren Geschichte. In der von französischen Truppen besetzten Schweiz herrschten damals alles andere als idyllische Zustände und noch im Vorjahr wütete in weiten Teilen des Landes eine Art Bürgerkrieg. Und 1848, mehr als vier Jahrzehnte nach der Premiere des "Tell", stellte die NZZ in ihrer Analyse zur Entstehung des Bundesstaates Schweiz lakonisch fest: "Die Noth hat uns zusammengeführt". Die "Noth" also, und nicht eine romantisch verklärte Neuauflage des Rütli Schwurs.

Doch die Desillusionierung über unseren Nationalhelden geht noch weiter: Schiller selbst hatte bekanntlich die Schweiz nie bereist, und die Idee für den "Tell" stammt ausserdem nicht von Schiller, sondern Goethe. Denn Goethe, der grosse Weltenbummler, war von den dramatischen Landschaften der Urschweiz und ihren Mythen und Legenden begeistert; es war Goethe, der Schiller, den früheren Rivalen und nunmehrigen Freund in einem Brief sieben Jahre vor der Uraufführung auf die gute "Story" aufmerksam gemacht.

Das Schlimmste aber kommt noch: Unser Nationalheld Tell, den wir jeweilen am 1. August hochleben lassen - dieser Tell hiess eigentlich nicht Tell sondern Toko und war kein Schweizer sondern ein Däne (womit wir wieder bei Skandinavien angelangt wären). Dieser Toko kletterte nicht wie sein Epigone Tell als geschickter Jäger auf den schroffen Hängen der Schweizer Alpen herum, sondern glitt als wendiger Langläufer durchs flache dänische Tiefland. Immerhin trug Toko auf seinen Hemden das selbe Monogramm wie unser Tell (falls man damals schon Monogramme auf den Hemden getragen haben sollte). Und immerhin ist der sonst vergessene Toko selbst den heutigen Schweizern noch ein Begriff: Nämlich als bewährtes Gleichwachs für ihre Langlaufski - beim Engadiner Marathon beispielsweise, der allerdings nicht ganz so anspruchsvoll ist wie der schwedische Wasa-Lauf.

Dass der Tell, dessen Armbrust jahrzehntelang als Signet für "Made in Switzerland" erhalten musste, dass dieser Tell keineswegs "Made in Switzerland" sondern vielmehr "Made in Denmark" war, hörten die Schweizer schon vor 250 Jahren gar nicht gern. 1760 – ein halbes Jahrhundert vor Schiller – hatte nämlich der Berner Pfarrer Uriel Freudenberger (wohlweislich anonym) eine Schrift herausgegeben unter dem Titel "Wilhelm Tell, ein dänisches Märchen" und darin nachgewiesen, dass die Apfelschussgeschichte hundert Jahre vor dem Rütlichschwur vom dänischen Gesichtsschreiber Saxo Grammaticus geschildert wurde, und zwar auf Lateinisch.

Erstens dänisch und zweitens bloss ein "Märchen" – das war dann doch entschieden zu viel für die Nachfahren der Alten Eidgenossen. Die Regierung von Uri liess das Büchlein umgehend verbrennen, und zwar durch den Henker persönlich.

Schweizerisch oder dänisch – der wie ein perfektes Drehbuch für Hollywood anmutende Text von Friedrich Schiller verlieh der Sage nicht nur Weltberühmtheit, sondern der Tell (und nicht etwa der in Vergessenheit geratene Toko) wurden zur politischen Symbolfigur, zur Ikone der Revolutionäre, zum Inbegriff des edel motivierten Tyrannenmörders – im krassen Gegensatz zum Terroristen. Im revolutionären Paris jener Tage stand im Klub der Jakobiner eine Büste des Wilhelm Tell. Im ersten Weltkrieg mussten sich die deutschen Soldaten zwecks moralischer Aufrüstung Wilhelm Tell-Freilichtaufführungen unmittelbar hinter den Schützengräben zu Gemüte führen und einen Weltkrieg später mass ein gewisser Adolf Hitler diesem "National- und Führerdrama" aus deutscher Dichtfeder grosse Bedeutung zu – bis er auf den Gedanken kam, dass man seine Person möglicherweise nicht mit dem Helden Tell, sondern vielmehr mit dem Tyrannen Gessler identifizieren könnte und das Drama umgehend mittels Geheimerlass verbieten liess.

Was sagt uns der Tell heute als politische Symbolfigur? Die Freilicht-Inszenierung auf dem Rütli stellt den Tell nicht etwa als Freiheitskämpfer dar, nicht als idealistisch oder gar politisch motivierten Willenstäter, sondern als einfachen Jäger, der in eine dumme Situation geriet und sich darin völlig falsch verhielt – indem er nämlich auf den Apfel auf dem Kopf seines Sohnes zielte, statt diese ungeheure Zumutung mit einer Verweigerung oder geradewegs mit einem Schuss in Richtung Gessler zu quittieren. Tell wird in seine politische Schlüsselrolle hineingeworfen, durch eine Verkettung von äusseren Umständen, nicht aus eigenem Willen – und er wird von den anderen, die sehr wohl über eine politische "Agenda" verfügen, instrumentalisiert. Bezeichnenderweise glänzt Tell ja gerade beim Rütlichschwur,

jenem mythischen Gründungsakt der Schweiz, durch Abwesenheit. Tell rächt sich später in der hohlen Gasse an Gessler aus persönlichen, nicht politischen Motiven – ja der Tyrannenmord war, psychologisch betrachtet, womöglich eine befreiende Ersatzhandlung, denn Tell musste sich schuldig gefühlt haben, das Leben seines Sohnes leichtfertig aufs Spiel gesetzt zu haben.

Wie immer man die Motive Tells interpretiert, eines ist gewiss: Eine der druckreifen Weisheiten, die Friedrich von Schiller dem bärtigen Älpler vor über zwei Jahrhunderten in den Mund gelegt hatte, klingt noch heute wortwörtlich nach, hat die Schweiz und ihre Einstellung zur Welt im allgemeinen nachhaltig geprägt:

"Der Starke ist am mächtigsten allein"

Dieser Satz beherrscht viele schweizer Köpfe. Es ist mehr als ein Mythos, es ist für manche eine Art magische Formel, das Urgeheimnis der Schweiz sozusagen. Der Schiller-Tellsche Satz prägte jahrzehntelang unser Verhältnis zur Uno und immer noch zu der sich erweiternden EU. Der Satz ist Tells Antwort auf Stauffachers Argument

"Wir könnten viel, wenn wir zusammenstünden."

Aber das ist für Tell ein Argument für die Schwachen, denn eben – der **Starke** ist am mächtigsten allein.

Doch: sind wir immer noch so stark, dass wir uns dieses Tellen-Selbstbewusstsein leisten können? Der österreichische Politologe Anton Pelinka merkte vor kurzem an: "Österreich verschweizert" – und meinte dies ganz und gar nicht positiv, nämlich: "Wir sind nur noch in uns selbst verliebt"¹

Und der österreichische Finanzminister Grasser - man mag von ihm halten, was man will, aber das ist ein anderes Thema - schrieb in der NZZ am Sonntag²: "Die Schweiz war nach dem 2. Weltkrieg privilegiert. Das hat sich geändert. Heute ist Ihr Land für uns, aber auch für Europa kein Vorbild mehr. Es ist isoliert."

Gibt es denn überhaupt in den europäischen Nationalstaaten, die Schweiz inbegriffen, noch einen europafreien Winkel? Die Antwort lautet natürlich nein. Und je deutlicher diese Wahrheit erkannt wird, desto mehr spuken nostalgische Träume von Souveränität, sentimentale Vorstellungen von absoluter Unabhängigkeit und Handlungsfreiheit der

¹ Zit. nach: Falter 23/04, S. 8

einzelnen Regierungen in den Köpfen herum. Und schlimmeres: Beginnen in dieser modernen Welt der europäischen Hauptstädte, der internationalen Organisationen mit ihren gläsernen Parlamenten, die alten Gespenster des Nationalismus, der Fremdenfeindlichkeit und schliesslich auch des Antisemitismus wieder aus den Ritzen im europäischen Gebälk zu kriechen ?

Aber es führt kein Zurück zum alten Nationalstaat in Europa, weil alle Akteure in ein System von Abhängigkeiten eingebunden sind, dem sie sich nur unter extrem hohen Kosten entziehen können. Gerade die dringendsten nationalen Probleme bedürfen der globalen Kooperation. In einem gewissen Sinne verhindert also Zusammenarbeit zwischen Staaten nicht deren Handlungsfähigkeit sondern vermag die Aktionsbereitschaft zu vergrössern. Wer sich abschottet, gefährdet seine eigene Prosperität und am Ende wohl auch seine Freiheit.³

Die EU hat mit ihrem Quantensprung vom 1. Mai erneut gezeigt, wie aus Feinden nicht nur Nachbarn, sondern Partner geworden sind. Europa ist – und dies wohl nicht nur auf dem Papier - ein Friedenskontinent geworden, wie ihn sich weder die Idealisten Goethe noch Schiller vor 200 Jahren erträumen konnten.

Die Heimat Tokos, Dänemark, ist längst ebenso EU-Mitglied wie das neutrale Schweden. Aber als ich so durch Schweden gereist bin, wurde ich doch plötzlich unsicher und musste doch, sage und schreibe, im Reiseführer nachblättern: Gehört denn Schweden tatsächlich zur EU ? Denn im Gegensatz beispielsweise zum scheinbar EU-begeisterten Österreich stiessen wir in Schweden, das in der Tat ebenso wie Österreich am 1.1.1995 der EU beigetreten ist, auf keine einziges Exemplar der beispielsweise hier in Österreich doch recht häufig anzutreffenden blauen Flaggen mit den goldenen Sternen – und wir sahen auch praktisch keine EU-Autokennzeichen. Da war denn doch die journalistische Neugier geweckt und in Gesprächen alsbald zu erfahren, dass in Schweden – auch in Schweden – inzwischen die EU-Ernüchterung, wenn nicht gar EU-Verdrossenheit um sich gegriffen hat. Und diese hat, wie auch zu erfahren war, das Gegenstück darin, dass die Schweden in Brüssel als eher unbequeme Partner empfunden werden.

Und Österreich ? Auf jeder Reise durch dieses Land findet sich garantiert ein Gesprächspartner – der sprichwörtliche Mann (oder die Frau) auf der Strasse oder auch ein/eine Politiker (-in) oder ein politischer Aktivist (Aktivistin) – der (die) mich Schweizer neidvoll anblickt und sagt: "Ihr Schweizer habt es doch richtig gemacht, dass Ihr Euch da hinaushält". Am leidenschaftlichsten waren natürlich solche Äusserungen in Tirol. Wer dort

² 25. April 2004

mit dem kurligen Umwelt-Aktivisten Gurgiser durch die Gegend zieht und sich auf der Brenner-Autobahnbrücke unweit des Bauernhofes, wo Gurgiser seine Kindheit verbracht hatte, neben jenem Dorf aufstellt, das den irreführenden Namen "Schönberg" trägt; wer sich von Gurgiser erklären lässt, was da in dieser endlosen Lastwagenkolonne von EU-Staat zu EU-Staat durchs schöne Tirol an sinnlosen Dingen hin- und hergekart wird, den packen unweigerlich sehr gemischte Gefühle in Sachen EU.

Auch ich besitze übrigens, obwohl Schweizer, seit neuem einen blauen EU-Pass: Just in dem Moment, da man ohne Pass von Polen nach Portugal reisen kann, da die Pässe für Menschen abgeschafft sind, wurden die Pässe für Hunde eingeführt... Eine jener EU-Absurditäten, die durchaus ihre Berechtigung haben, aber dennoch Absurditäten bleiben – und die EU in den Augen der Öffentlichkeit nicht populärer machen.

Die EU - in einem der glorreichsten Augenblicke ihrer Geschichte, nämlich ihrer historisch umfangreichsten Erweiterung, befindet sich auch in einer ihrer tiefsten Krisen. Die EU-Wirtschaft stagniert, denn - wie der frühere österreichische Finanzminister Androsch kürzlich richtig bemerkte⁴ - der gemeinsamen Euro wird nicht durch eine gemeinsame Wirtschafts- und Finanzunion getragen; die 25 Finanzminister "werken in ihren nationalstaatlichen Schrebergärten". Politisch hat die amerikanische Irak-Intervention Europa gespalten - und ausgerechnet die neuen Beitrittskandidaten den Alt-Europäern entfremdet, noch bevor sie überhaupt nur beigetreten waren. Die neue EU-Verfassung vermag wohl Schönredner aber nicht klar denkende Juristen zu überzeugen - und die jüngste EU-Parlamentswahl war ein Fiasko, wenn man sich die Wahlbeteiligungen gerade in den neuen Beitrittsländern anschaut. Das ernüchert: Jenseits der Flaggen und Festreden wird einem da allmählich klar, dass es in der EU letztlich weniger um hehre Ideale geht, als vielmehr um handfestere Dinge: Für Alt-Europa um ein strategisches Glacis und um Märkte, die man an sich bindet, um billige Produktionsstätten und billige Arbeitskräfte zu gewährleisten. Für die Neumitglieder geht ebenfalls um Märkte, um Arbeitsplätze und um die Aussicht auf möglichst raschen Wohlstand. Frieden und Demokratie erscheinen da eher als mehr oder weniger willkommene Zutat, als Nebenprodukt der Wirtschaftsinteressen. Und wenn man sich die korrupten Zustände und die nationalistischen Tendenzen in den Beitrittsländern vor Augen hält, so fragt man sich wohl auch, ob wirklich nur der positive demokratische Einfluss von West nach Ost getragen wird, oder ob da nicht ein unerfreuliches Lüftchen in der Gegenrichtung weht.

In Österreich flattern zwar die EU-Flaggen an den Masten, es prangen an den Autos die EU-Nummernschilder, doch die EU-Begeisterung lässt ziemlich nach. So grob geschätzt wird

³vgl. Ulrich Beck, Von Freunden umzingelt, NZZ Nr 139, 18.Juni 2004, S. 45

man sie heute noch auf mehr oder weniger 30 Prozent beziffern. 30 Prozent – diese Quote kommt uns Schweizer doch bekannt vor. Ist das, plus-minus, nicht die übliche Wahl- und Stimmbeteiligung bei den Referenden unserer direkten Demokratie ?

Wahrscheinlich muss man ganz einfach realistisch sein: Mehr liegt nicht drin, wenn es nicht um eine telegene, spannende Kampfwahl zwischen kontrastierenden Persönlichkeiten – wie etwa der jüngsten Bundespräsidentenwahl in Österreich – geht, sondern um die als eher "langweilig" empfundenen Sachfragen, und zu diesen gehört eben leider auch nahezu alles, was mit der EU zu tun hat.

Ist der Starke am mächtigsten allein ? Die Nachfahren Tokos, des Dänen, haben die Frage anders beantwortet als die Urenkel Tells. Auf der neuen Landkarte Europas ist das Land Tells inzwischen eine kleinere Insel als damals die Urkantone Uri, Schwyz und Unterwalden. Der Starke am mächtigsten allein ? Es ist der Spruch eines einsamen Jägers, eines unpolitisch denkenden Menschen – und damit als politisches Axiom für eine ganze Nation eher ungeeignet. Wirtschaftlich wäre diese Frage täglich neu zu stellen – und unsentimental zu beantworten. Aber in wirtschaftlichen Dingen neigt der Schweizer ohnehin nicht zur Sentimentalität. Politisch allerdings - das wird uns jeder Schweizer Diplomat jederzeit bestätigen - macht uns das Alleinsein nicht mächtig, sondern ohnmächtig. Von der stolzen Sonderrolle des redlichen Maklers und Vermittlers ist ebensowenig geblieben wie vom alten Hort der Freiheit für Revolutionäre und Verfolgte. Wir sind zwar wirtschaftlich mit unserem Umfeld aufs Engste verflochten, aber welt- und europapolitisch genau jene Insel, auf die wir auf der Landkarte erscheinen. Eine Insel der Seligen oder der Schiffbrüchigen ? Es lohnt sich, darüber nachzudenken – zumal am 1. August.

⁴ Interview im "Kurier", 2.8. 2004, S. 3